

Wochenkommentar

Altstadtchilbi war schon lange kein Fest für die Altstadt mehr

Lino Schaeren
Stv. Ressortleiter Region



Die Bieler Altstadtchilbi fällt 2017 aus – und sie kommt auch danach nicht zurück. Die Verantwortlichen des Altstadtleists um Präsident René Schlauri haben sich selber eine Denkpause auferlegt und streben einen kompletten Neuanfang an. Egal ob und in welcher Form eine neue Veranstaltung entstehen sollte: Die Altstadtchilbi sterben zu lassen war aufgrund der heutigen Voraussetzungen der einzig richtige Entscheid. Zu weit sind die Vorstellungen von Organisation und Marktfahrern auseinandergegangen. Mit Tradition hatte der Anlass trotz seinen 81 Austragungen in den letzten Jahren nicht mehr viel zu tun.

Zwar strömten auch im vergangenen August die Besucher noch zu hundert in die Altstadt. Die meisten abends, um zu feiern, um Musik zu hören, bis tief in die Nacht. Am Nachmittag aber blieben die Gassen spärlich bevölkert. Das war früher anders: Das lokale Gewerbe präsentierte sich selbst und sein Angebot, die Altstadtchilbi war ein Fest für die Bieler Altstadt. Davon war bei den letzten Ausgaben nur noch wenig zu spüren. Kein Wunder: Auswärtige Marktfahrer und Vereine dominierten das Bild, nicht mehr originelle, sondern beliebige Ware war an allen Ecken zu finden. Anstelle eines Fests, welches jene in den Mittelpunkt rückt, die ganzjährig in der Altstadt ihr Handwerk ausüben, entwickelte sich mehr und mehr eine Open-Air-Party für ein jüngeres Publikum.

Wie die letzten Feste gefeiert wurden, das war dem Organisationskomitee ein Dorn im Auge. Aber: Die Veranstalter haben die Entwicklung während vieler Jahre beobachtet – und zugelassen. Wohl aus wirtschaftlichen Überlegungen. Schliesslich hat das Team um René Schlauri aber doch noch versucht, zu den Wurzeln zurückzufinden. Weniger Party, dafür Altbewährtes. Das war der Anfang vom Ende. Denn es wurde missachtet, dass das Alte längst verloren ging und sich «das Unerwünschte» etabliert hatte. Die Altstadtchilbi, wie sie sich die Verantwortlichen vorstellten, wurde bereits vor Jahren begraben.

Die letzten Versuche, doch noch an alte Tage anzuknüpfen, kamen nicht überall gut an. Die Verantwortlichen verärgerten und vergrauten Standbetreiber mit ihren Versuchen, abends für Ruhe zu sorgen, indem sie den meisten Barbetrieben das Abspielen von lauter Partymusik untersagten. Da in diesem Jahr erneut weniger Standplätze vermietet werden konnten, wurde vom Organisationskomitee erstmals ein Depot eingerichtet, bei dem alle Bier-Ausschenker die Getränke beziehen mussten. Dies, um zusätzliche Einnahmen zu generieren und damit ein finanzielles Defizit zu verhindern. Das Resultat: Noch mehr Ärger. Noch mehr Absagen.

Der nun getätigte Schnitt war überfällig. Ein Fest weiterleben zu lassen, obwohl sich die Organisation nicht mehr mit der Kundschaft versteht, war zuletzt und wäre in der Zukunft noch mehr ein Ärgernis für alle Beteiligten. Die Auszeit bietet die Möglichkeit, ohne finanziellen und zeitlichen Druck an neuen Konzepten zu arbeiten. Ob es eine Veranstaltung wie die Altstadtchilbi überhaupt noch braucht? Klar ist, dass das vielseitige Gewerbe in der Altstadt ein Fest verdient – und mit dem «First Friday» inzwischen auch wieder eines erhalten hat. Die Organisatoren des monatlich stattfindenden Anlasses haben es geschafft, in der Altstadt das Wir-Gefühl zu beschwören. Etwas, das dem Leist mit der Altstadtchilbi seit längerem nicht mehr gelungen ist.

Trotzdem ist es nur richtig, dass der Altstadtleist nach Möglichkeiten sucht, der Altstadt auch künftig einmal im Jahr zu spezieller Aufmerksamkeit zu verhelfen. Nur braucht es dafür neue, kreative Ideen. Den Blick all zu lange auf vergangene Tradition zu richten wäre nur hinderlich. Es scheint, als wäre dies, wenn auch spät, erkannt worden.

E-Mail: lschaeren@bielertagblatt.ch

«Wir sind besessen vom Besitz»

Irene Neubauer Heute ist weltweiter «Chouf-nüt-Tag», für den sich die katholische Theologin Irene Neubauer engagiert. Sie mahnt: Der Kauf von T-Shirts für fünf Franken ist nur wegen eines ungerechten Wirtschaftssystems möglich. Den Menschen die Weihnachtseinkäufe vermiesen will sie aber nicht.

Interview: Tobias Graden

Irene Neubauer, wann haben Sie sich zuletzt etwas Schönes gekauft?

Irene Neubauer: Das ist ein Momentchen her... Das letzte, was ich mir gekauft habe, waren im Secondhand-Laden des Roten Kreuzes ein paar Jeans für zehn Franken. **Kommt es nicht vor, dass Sie sich mal ein schönes Kleid oder sonst etwas Grösseres leisten?**

Das gibt's schon. Wenn ich mich belohnen will, kaufe ich mir ein schönes Buch. **Wie fühlen Sie sich nach einem solchen Kauf?**

Ich freue mich aufs Lesen, und ich habe Freude am Objekt. Ein Buch hat sinnliche Qualitäten, der Umschlag ist schön, die Schriftsetzung, es fühlt sich gut an. **Ein solches Buch ist also eine positive Konsumerfahrung.**

Das kann man sagen. **Gestern war «Black Friday», ein Ausverkaufstag, der sich offenbar auch hierzulande festsetzt. Waren Sie auch auf Schnäppchenjagd?**

Nein. Der «Chouf-nüt-Tag» ist ja das Gegenprogramm zum «Black Friday», und die Geschichte dieses Tages ist damit verbunden. Er ist 1992 in Vancouver entstanden und hiess dort auch «Black out day», als Gegenmodell zum «Black Friday». **Was spricht gegen den «Black Friday»?**

Er kurbelt die Gier an. **Warum ist es schlecht, bei einem Kauf, den man ohnehin tätigen will, zu sparen?**

Ich kritisiere nicht den Kauf von Dingen, die man ohnehin braucht. Aber der «Black Friday» verleitet dazu, Dinge zu wollen, die man nicht braucht – sie aber kauft, weil sie billig sind. Sie müssen sich die Konsumthematik als Dreieck vorstellen: die Konsumierenden, die Produzierenden und die Ressourcen. Diese Ebenen sind miteinander verbunden. **Der «Chouf-nüt-Tag» findet jeweils am letzten Samstag im November statt, just zu Beginn des Weihnachtsgeschäfts. Warum wollen Sie die Ladenbesitzer und Gewerbetreibenden gegen sich aufbringen?**

Das ist überhaupt nicht das Ziel. Ebenso wenig geht es darum, den Leuten Weihnachten zu vermiesen. Sondern wir wollen die Leute für dieses Konsum-Dreieck sensibilisieren und Alternativen aufzeigen, wie man konsumieren und Freude bereiten kann, ohne dass man ständig die letzten technologischen Gadgets oder den neusten Modeschrei kaufen muss. **Apropos Technikdinge: Sie nutzen auch ein iPhone.**

Ich habe es von meiner Tochter «geerbt». Bis vor einem halben Jahr hatte ich ein ganz altes Handy, meine Töchter haben mich dazu gebracht, das iPhone zu benutzen, damit sie mit mir leichter Mitteilungen austauschen können. **Es ist praktisch, nicht?**

Es stresst auch. Ständig kommt etwas rein. **Das ist eine Frage des Umgangs. Was ist so schlecht am Konsum, dass man gerade zum Verzicht aufrufen muss?**

Es ist eben gerade diese Problematik: Wie die Wirtschaft läuft, wie produziert wird, wie die Ressourcen ausgebeutet werden, wie die Gier angeheizt wird. Unsere Wirtschaft basiert auf der Wachstumsideologie, und darum muss man die Menschen ständig dazu anhalten, noch mehr zu kau-

fen. Man verführt sie dazu, Dinge zu kaufen, die sie gar nicht brauchen.

Wäre es nicht sinnvoller, anstelle des «Chouf nüt» zum bewussten Konsum aufzurufen?

Das ist ein berechtigter Einwand. Doch um in einer Landschaft flächendeckender Dauerberieselung von Werbung gehört zu werden, brauchen wir eben eine knackige Marke. Der Slogan dieses Jahres lautet: «Wenig ist das neue Viel.» **Konsum kann aber auch Positives bewirken. Ich kann zum Beispiel bewusst faire Produzenten unterstützen.**

Sicher. In den Botschaften, die wir transportieren wollen, geht es gerade um das. Unser diesjähriger Schwerpunkt ist die Kleiderproduktion. Wir wollen Alternativen zum gängigen Produktionssystem aufzeigen. Handel ist nicht per se schlecht, man muss aber genau hinschauen: Wer räumt ab? Wer wird ausgenutzt?

Sie sind Theologin. Stört es Sie auch aus religiöser Sicht, dass Konsum heute so wichtig ist?

Meine Motivation, eine andere Haltung einzunehmen, ist sicher durch meine Spiritualität geprägt. Es ist eine Spiritualität, die von der Verbundenheit alles Lebendigen ausgeht, und zwar nicht nur der Menschen, sondern aller Lebewesen. Alle haben das Anrecht auf Leben. Durch unsere Gier, die viel Zerstörung anrichtet, beschneiden wir das Lebensrecht anderer Menschen, aber auch der Tiere und der Pflanzen.

Unser Konsum ermöglicht aber auch Chancen. Selbst der Textilarbeiter in Bangladesh hat wohl lieber einen schlecht bezahlten Job als gar keinen.

Gar kein Job oder schlecht bezahlt – das sind nicht wirklich Alternativen, es muss weitere geben. Gut wäre es, wenn er einen gerecht bezahlten Job hätte. Ich mag mich in meinem Denken nicht auf zwei schlechte Alternativen beschränken. **Es findet ja eine Entwicklung statt. Auch im Westen haben sich die Bedingungen für die Menschen im Laufe der Industrialisierung verbessert.**

Diese Entwicklung gab es, weil ein Kampf geführt wurde, um den ungehinderten Kapitalismus zu zähmen. Am Anfang der Industrialisierung hatten die Arbeiter ganz schlechte Bedingungen, die sie erst durch den Kampf für eine soziale Marktwirtschaft verbessern konnten. **Für viele Menschen ist Konsum essenziell. Er dient auch der Identitätserschaffung und -bestätigung – durch jene Dinge, mit denen ich mich umgebe, kann ich meine Persönlichkeit ausdrücken. Ist das schlecht?**

Nein, das ist menschlich. Ich bin letztthin mit meinem Sohn zum Schluss gekommen: Für Männer sind Autos das, was für Frauen die Kleider sind – eine Erweiterung des Selbst. **Es müssen ja nicht zwingend Autos sein.**

Gewiss. Es geht aber immer ums rechte Mass. **Haben Sie das Gefühl, in der Schweiz fehle den Menschen beim Konsum jegliches Mass?**

So pauschal kann man das nicht sagen. Aber die Wirtschaft als Ganzes läuft aus dem Ruder. **Mit dem «Chouf-nüt-Tag» sprechen Sie den Konsumenten jedenfalls die Eigenverantwortung ab.**



Die Theologin Irene Neubauer vor der Berner

Überhaupt nicht! Im Gegenteil: Wir sprechen diese an. Wir sagen: Hey, Ihr seid doch imstande, hinter die Fassaden zu blicken!

Ohne Konsum würde aber das ganze Wirtschaftsleben zum Stillstand kommen. Wenn alle nur noch gebrauchte Zehn-Franken-Jeans kaufen, gibt es irgendwann keine neuen Jeans mehr. Ich sage ja nicht, es sollten alle nur noch billige Secondhand-Kleider kaufen. Ich



Heiliggeistkirche: «Unser Wirtschaftssystem verkennt das Grundwesen unserer Existenz.» Daniel Mueller

kaufe auch mal teurere Kleider, wenn ich weiss, dass sie fair produziert worden sind. Doch es geht mir um die Gegenposition. In normalen Kleiderläden wird mir elend, wenn ich T-Shirts für fünf Franken sehe und mir überlege, was mit diesem Preis alles bezahlt wird: Das Wachsen der Baumwolle, die Ernte, das Vernähen, der Transport. Bei einem Preis von fünf Franken geht das nur mit Hungerlöhnen.

Das tiefere Lohnniveau dient gerade dazu, dass ärmere Länder einen Wettbewerbsvorteil haben, dank dem sie an der Weltwirtschaft teilzunehmen. Dieser «Wettbewerbsvorteil» beruht auf Ungerechtigkeit.
Wenn die Arbeitsbedingungen in Ordnung sind und die Löhne für die Menschen ausreichen, kostet das T-Shirt vielleicht sieben Franken. Ist der Kauf dann immer noch ungerecht?

Man muss alles miteinbeziehen. Wie wird die Baumwolle produziert, damit sie so günstig sein kann? Wie ist der Transport? Wenn alles zu Realkosten gerechnet würde – inklusive der Kosten für die Natur – dann wäre es kaum mehr möglich, das T-Shirt so günstig anzubieten.
Ist Konsumverzicht nicht ein «first world problem»? Die Menschen in ärmeren Ländern wären froh, hätten sie unsere Kaufkraft.

Nur wer genug hat, kann freiwillig verzichten. Es ist also nicht ein «first world problem», sondern unsere Aufgabe, auf Genügsamkeit hinzuweisen. Dazu ein Zitat von Beate Schlumbeger: «Der gestaltete Mangel / die freiwillige Begrenzung / der selbstbestimmte Verzicht / sie ermöglichen grossen Genuss.»

Konsum ist kein einseitiger Vorgang, sondern ein Austausch, wie alle Wirtschaftsbeziehungen. Selbst wenn ich Kleider aus Bangladesh kaufe, verschiebe ich einen Teil meines Reichtums dorthin.

Gerade diese Beziehung sollten wir anders gestalten. Der Philosoph Charles Eisenstein sagt in seiner «Ökonomie der Verbundenheit»: Unser Wirtschaftssystem verkennt das Grundwesen unserer Existenz. Es geht von einem Mangel aus, so dass wir alle möglichst gierig rafften müssen. Die Realität ist aber eine andere: Das Leben ist ein Geschenk, grundsätzlich ist genug für alle da. Unter solchen Prämissen kann es nicht das Ziel sein, den möglichst geringsten Preis herauszuholen und den Anderen zu übervertelen. Sondern es soll ein respektvoller Dialog stattfinden, Geben und Nehmen sollen im Gleichgewicht sein.

Sie kritisieren, dass gierig ist, wer mehr haben will als «genug». Das ist eine moralisierende Haltung.

Genau darum geht es mir nicht. Aber Überfluss schafft Überdross. Es geht um eine Befreiung von dem ganzen Wust. Durch weniger entsteht Raum für andere Dimensionen des Lebens.

Mit zwei Pullovern komme ich eigentlich gut durch den Winter. Einen trage ich, einer ist in der Wäsche. Ich bin doch nicht gierig, wenn ich einen dritten habe, um noch eine andere Farbe tragen zu können.

Das behaupte ich auch nicht. Aber Sie können sich ja fragen, was das mit Ihnen macht. Sie müssen die Pullis immer wieder waschen, wegräumen, überlegen, welchen Sie tragen wollen.

Das scheinen mir lösbare Probleme zu sein...

In diesem Beispiel natürlich schon. Ich habe auch mehr als zwei Pullover. Es geht mir nicht darum zu sagen, irgendeine Instanz solle bestimmen, was genug ist und was zu viel. Das wäre ja schrecklich. Doch wir sollten den Überfluss einschränken. Wir werden zu Sklaven unseres Besitzes. Wir besitzen nicht mehr den Besitz, sondern sind besessen von ihm.

Um noch kurz zum Pullover zurückzukehren: Wenn ich einen dritten Pulli kaufe, ermögliche ich Chancen. Die Mitarbeiter des Herstellers haben etwas davon.

Ich sehe ihr Argument. Aber im Ganzen hat die Art von Gier, die immer mehr rafften will, negative Auswirkungen. Wir müssen nicht nur die Auswirkungen auf die Menschen berücksichtigen, sondern auf alle Arten des Lebens.

Sie arbeiten für den «Chouf-nüt-Tag» mit der Organisation Décroissance Bern zusammen. Teilen Sie deren Ziele?

Ja.
Ein Schrumpfen der Wirtschaft würde aber gerade den ärmeren Menschen schaden.

Warum?
Man sieht's ja schon in Konjunkturkrisen: Wir kommen dank unseres Reichtums gut über eine Phase der Arbeitslosigkeit hinweg, während ein Sinken der Nachfrage in armen Ländern existenzielle Auswirkungen haben kann.

Ich sage ja nicht, dass wir keine Kleider mehr kaufen sollen. Sondern es geht ums «downsizing». Weniger, dies aber zu fairen Preisen: zum Preis von drei günstigen T-Shirts ein teureres, das länger hält.

Damit sinkt ja das Wachstum nicht, es ist gleich viel Geld im Umlauf.

Darum geht es aber bei Décroissance: Dieses eine T-Shirt benötigt weniger Baumwolle, weniger Pestizide, weniger Produktionsfläche, weniger Transportmittel. Das ergibt weniger Raubbau an der Natur.

Was ist Ihre Position zum Freihandel?

Wenn man sagt, der Markt wird's richten, ist das eine ideologische Haltung, die ich nicht teile. Ich bin beispielsweise strikte gegen das TTIP-Abkommen.

In Ihrer Position zum Freihandel treffen Sie sich also mit Donald Trump.

«Mir als Theologin geht es ums ganze Gefüge des Lebendigen.»

Ja, aber nicht aus den gleichen Motiven. Meine Motive sind ökologische: Ich will nicht, dass Firmen Länder einklagen können, weil diese höhere Öko- und Sozialstandards einführen wollen.

Wenn Freihandel rückgängig gemacht wird, schadet dies aber gerade dem ärmeren Partner. Die Schwellenländer haben stark vom Freihandel profitiert.

Die Frage ist doch, wer in diesen Ländern davon profitiert hat.

Wenn in Mexiko eine Autoproduktion aufgebaut wird, profitieren viele Menschen. Es entstehen zahlreiche und unterschiedliche Arbeitsstellen.

Wenn diese unter korrekten Bedingungen existieren, dann ist dieser Handel durchaus zu begrüssen, ja.

Sie verstehen den «Chouf-nüt-Tag» als grundsätzliche Kritik am kapitalistischen System. Wie würde denn Ihre Wunsch-Welt aussehen?

Es wäre eine Welt, in der das Wirtschaftssystem dem Leben dient. In der nicht der Mensch der Wirtschaft dient und damit dem Profit – sondern die Wirtschaft sorgt für das gute Leben aller Menschen.

In der Décroissance-Argumentation geht vergessen, dass Wirtschaftswachstum nicht zwingend mit höherem Ressourcenverbrauch einhergehen muss. Gerade in hoch entwickelten Ländern werden Dienstleistungen immer wichtiger, das ist nicht zwingend mit mehr Materialverbrauch verbunden.

Es bleibt aber die Frage, wo jene Teile herkommen, die eben nicht Dienstleistungen sind. Mir als Theologin geht es ums ganze Gefüge des Lebendigen. Wenn ich lese, dass die Vogelpopulation auch in den letzten zehn Jahren immer noch drastisch gesunken ist, dann beelendet mich das. Diese Vögel haben doch das gleiche Lebensrecht wie wir.

Wer nur Décroissance, also Schrumpfung fordert, der verkennt, dass auch gute Entwicklungen stattfinden können. Der Fortschritt kann auch helfen, etwas das Energieproblem zu lösen.

Mir geht es nicht um blindes Wirtschaftsbashing, ich unterstütze jegliche gute Ansätze. Wir müssen gemeinsam in die Richtung gehen, die gutes Leben fördert. Das kann aber auch mal das Nichtstun sein. Wir befinden uns in einer Spirale, wir arbeiten immer mehr, und für die Anstrengung belohnen wir uns mit Konsum. Wir sollten uns mehr entspannen, die Musse suchen. Das hilft der Welt auch.

Wie halten Sie's mit Weihnachtsgeschenken?

Grundsätzlich ist Schenken etwas sehr Schönes. Ich frage mich aber, womit ich am meisten Freude bereiten kann. Meine Mutter hat mehr von einem gemeinsamen Ausflug statt einem Produkt, das sie mit 84 nicht mehr braucht. Auch meinen Kindern schenke ich Dinge, hinter denen ich stehen kann. Aber wohlverstanden: Ich bin nicht fundamentalistisch, und wir alle müssen mit vielen Widersprüchen auskommen. Man muss die ganze Diskussion auch mit einer gewissen Leichtigkeit sehen.

Zur Person

- geboren 1959 in Heiden AR
- Studium der **Theologie, Religionswissenschaft und Ethnologie** in Freiburg i. Ü.
- zehn Jahre **Redaktorin** bei der Zeitschrift «Wendekreis»
- Seit 2007 **Projektleiterin bei der offenen Kirche Bern**
- Verwitwet, Mutter von drei erwachsenen Kindern
- Lebt in Cressier FR
- zum heutigen «Chouf-nüt-Tag» lädt in Bern die offene Kirche Bern ein, zusammen mit Christnet, Public-Eye-Regionalgruppe Bern, Décroissance Bern und Konsum Global. **Heiliggeistkirche und Bahnhofplatz, 11 bis 17 Uhr.** tg